

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 236.

Montag, 10. Oktober

1927.

Schattenpuppen.

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.
(Copyright bei Albert Langen, München.)

(Nachdruck verboten.)

Vorwort.

Javanisch-malaiische Schattenpuppen sind kunstvoll aus Leder geschnittene Silhouetten, deren Schema vorislamischen Zeiten angehört. Halb karikiert und halb dämonisch, streng stilisiert, verblüffen sie als Zeugen einer ehemals heroischen Triebhaftigkeit, die verloren ging.

Vom versteckten Regisseur an Hornstielen bewegt, regen sie spinnenfeine Glieder. Ein spignastiger Götterhimmel der Hindu-Mythe mit Ogern, Fabelprinzen, drolligem Gezwerg wird schattenhaft hinter bestrahlter Leinwand lebendig. Und bei leiernd gesungenen Dialogen, im Dunkel der Tropennacht, vertieft sich eine kindliche Menge in das Drama ihres Geblütes.

So gleicht auch alles, was sich in jenen Zonen abspielt, den zuckenden Schatten solcher Puppen und gewinnt, trotz altbekannter, menschlicher Verstrickung, etwas Unglaubliches, Unwirkliches, Verschollenes.

Und alles Exotische ist nur ein Gleichnis.

Die Scheidewand.

Djodot schließt die weißbewimperten Augen und fährt noch einmal mit seinen Armen, die doppelt so lang sind als sein Kinderkörper, wie ein erschöpftes Klageweib durch die Luft, als wolle er Unnennbares abwehren. Dann jast er zusammen, entschlummernd, und läßt noch ein zufriedenes Schmähen hören, das wie „ot, ot“ klingt. Zuweilen zucken seine schwärz-nägelligen Finger wie tastend, als suche er Zweige um sich zu gruppieren. Solche fehlen auf dem üppig warmen Schoß der Mevrouw Rehmerdill, und bald tritt völlige Ruhe ein.

Der fette elfenbeinfarbene Arm mit den vielen Goldketten schließt sich mütterlich um den warmen Tierleib; man kann den Puls darin spüren wie ein hastiges Uhrwerk. Und der Kopf der Frau mit den kurzen Zottellocken neigt sich nach vorn. Hierdurch tritt ein Doppeltinn hervor. Sie atmet wie ein langsam bewegter Blasebalg und ihre großen dunklen Augen starren an Djodots schwarzbestrahltem Rücken vorbei auf den gedeckten Abendtiisch.

Der Gibbon hat seine zwei in Milch geschnittenen Bananen artig verzehrt. Es geht ihm also relativ gut. Für Otto zwar ist der Affe ein tragischer Heiner Phthistiker und nur ein hoffnungsloses Zerrbild der menschlichen „Fälle“, deren er übergenug in Behandlung hat. So delikates ist Djodot, daß ihm allein schon der Sprung aus der Treibhausluft der Tenggerberge in das Seeklima Batavias die Lunge bedroht. So äußerst delikates ist er! — Und wenn man ihm fremde Gesichter zeigt, so regt ihn die eigene Gastgeber-Rolle so auf, daß er es mit den Nerven bekommt und stundenlang schluchzt.

Wie lang die Frau so dahockt, den Affen umschlungen, in ihrem enganliegenden rohseidenen Kleid, weiß sie selbst nicht. Sie hat sich dies leere Starren angewöhnt; — schon seit Monaten. Prall in den Korbstuhl geschmiegt, sitzt sie schnaubend; ihr Herz kämpft

ein wenig unter der Last von Kummer und unter dem massigen Voller, das Herkunft und Klima erzeugt. Die linke Hand, mit klirrenden Bracelets, kraut trägt in den Fellschürzen Djodots; stumpf bligen daran einige schlechtgeschliffene Rubine.

Draußen hinter den Hibiskus-Sträuchern des Gartens, im „Pavillon“, bruzelt das Abendessen. Es ist längst gar; die Babu sorgt dafür, daß es nicht erkaltet. Die Gonguhr schlägt halb zehn.

Plötzlich wendet sie den Kopf nach der Veranda. Sie hat das wohlbekannte Knirschen der Autoreifen auf der kieselbestreuten Einfahrt gehört und das leise Rätzen der Steuerung; Ras, der Chauffeur, lenkt den Wagen zur Garage. Diese Geräusche sind ihr vertraut von ungezählten Abenden her; selbst der soeben einsetzende pladdernde Regen kann sie nicht verwischen. Gleichzeitig ertönen langsame, wie vorwärtsfallende Schritte, und der Doktor Rehmerdill tritt in Erscheinung. Er kommt über die Strohmatten der Veranda und geht mit einem Grunzlaut, der die Begrüßung ersetzen soll, zunächst in den Ordinationsraum, wo er seine Instrumente deponiert. Man hört Wasser brausen; er wäscht sich die Hände. Mit noch feuchten Fingern bietet er den ihren einen matten Druck. Die Babu, eine duldsam lächelnde Matrone, in bedrucktes Kattun gewandet, und der weißgelleidete Boy Mahil mit genähter, blauer Turbantappe, bringen die Suppe. Während das weiche Geräusch ihrer nackten Sohlen im Raum lebendig ist, schweigt der Doktor. Als sie verschwinden, hebt er sein zerfurchtes Gesicht in den Schein der Hängelampe und seine regenfarbenen Augen öffnen sich angestrengt, während er sie auf die Frau heftet.

„Du bist müde, Otto“, stellt sie mit ihrer etwas freischwimmenden, metallischen Stimme fest. Mit dieser Bemerkung eröffnet sie die „Unterhaltung“ dreihundertfünfundsechzigmal im Jahr.

Er nimmt hastig, als versäume er etwas, ein paar Löffel Suppe. Es ist ein maschinenmäßiges Auf und Ab der feingegliederten didgeäderten Hand. Langsam wischt er sich den aschblonden Schnurrbart. Dann schenkt er ihr einen gläsernen Blick.

„Müde“ ist schon längst kein Ausdruck mehr“, sagt er endlich mit farbloser Stimme. „Täglich fünfzehn Stunden, und das nun seit Jahren.“ Sein Unterliefer fällt herab. Sein Mund bleibt halb offen stehen, als sei er erschrocken wie über eine Entdeckung.

„So nimm dir doch den Assistenten von Hamburg“, sagt sie gelangweilt. „Risikier“ es doch, in Gottes Namen; die Referenzen sind doch glänzend.“

Die Babu und Mahil haben inzwischen das Fleischgericht gebracht, und der Doktor schiebt die Antwort auf. Es gilt ja auch, das halbe Frühstück und das Mittagessen nachzuholen; er ist mit zäher Hingabe, und wenn er zuweilen an dem Bordeaux-Glas nippt, so nimmt er lauend Gelegenheit, ihr einen nachsichtigen Blick zuzuwenden. Erst als der Teller geleert ist, läßt er sich zu einer Äußerung herab.

„Jawohl! — Der „Assistent aus Hamburg“! — Be-

greißt du immer noch nicht, daß ich keinen Schmarotzer brauchen kann? — Denn darauf läuft es doch hinaus. . . . Ein junger Kerl, der zunächst einmal drei Monate Klimaschlapp macht . . . prompt tut er das. Und bis er dann im Training ist . . . Und die Kosten? Wer bezahlt die? Etwa deine Alte mit ihrer Blumenzucht? Ich danke schön; ich danke . . . Einstweilen bleibe ich hier mein eigener Herr!“ — Er holt sich eine Eingeborenen-Zigarette aus der Tasche, eine „McGillivray“, von denen er täglich sechzig Stück konsumiert. Der Boy stürzt lautlos herzu und bietet ihm mit demütig eingezogenem Bauch das Streichholz. — „Vorläufig bin ich mein eigener Herr! Und wenn ich fünfzehn Stunden schufte, dann will ich es wenigstens zu Hause gemütlich haben! Und kein fremdes Gesicht bei Tisch sehen! — Auch keinen Affen!“

Es ist klar, daß eine dumpfe Irritation ihm diesen Ausbruch diktiert. Eigentlich interessiert ihn Djodof, und er hat das Geschöpf — (als es noch gesund war und noch nicht Sklave seiner Nerven) — gern als Auto-Maschine auf seine Krankenbesuche mitgenommen. Die Frau, wie unter dem Dampfstrahl eines jäh gelösten Ventils, läßt den Kopf sinken. Das feiste Madonnenantlitz wird vom Doppeltinn gebremst. Sie starrt mit ihren dunkelbraunen Augen wie ein beschämtes Kind unter den Tisch . . .

Eine Röte tritt in ihr Gesicht. Diese unschöne Blutwelle gemahnt den Doktor an verhasste Fieber-symptome aus seiner Praxis. Sein Ausdruck ist nicht übermäßig liebenswürdig. Der schwarz umzottelte Kopf drüben erhebt sich nach einer Pause wieder; die Augen treffen ihn runder als sonst, und greller. Sie ist gründlich aufgerüttelt! — Gleichviel, er wagt heute eine Szene; ja, er wünscht sie als erlösendes Gewitter in dieser Atmosphäre von Arbeit, Nervosität, Schweiß und verregneter Zukunft. Wenn zwei sich in den Tropen streiten: Wer hat schuld? Wer nicht? — In diesem Land der winzigen, penetranten Ameisen, des Schimmels, der allgemeinen Klebrigkeit von Dingen und Gedanken? —

Der Affe schiebt sein samt-schwarzes, drollig von weißem Bart umrahmtes Greisengesicht spähend unter der Achsel der Frau hervor. Die engstehenden Augen flackern erwartungsvoll. So der grellen Betrachtung von Weiß und Tier ausgesetzt, denkt der Doktor: „Djodof hat weiß Gott ihre Augen. Vielleicht sind sie doch auf keinem allzulangen Umweg miteinander verwandt . . .“ — Und schier unbewußt machen seine Finger eine kleine Kletterbewegung an der Blumen-vase . . . Klar ist eins: Doktor Otto Rehmerdill hat nicht allzuviel übrig für Merrouw Rehmerdill. Dabei denkt er an seinen Freund Heyermans.

Sie würgt nach Worten; ihre Kehle bläht sich. — Dann stößt sie hervor:

„Mißgönnt du mir auch Djodof?“

„Du sprichst“, erwidert er mit einer Stimme, die ihn selbst an knarrendes Blech erinnert, „als ob ich dir je etwas mißgönnt hätte. Du hast es sehr bequem; billiges Personal, mit dem du dich — außerordentlich gut verständigst . . .“ Er vergewisserte sich, daß der Sundanese nicht in der Nähe ist. Man kann nie wissen, wie weit dessen holländischer Sprachschak inzwischen gediehen ist. „Du hast einen Haushalt, hast europäische und amerikanische Schmöcker; neulich habe ich wieder einen Haufen zerlesener Magazine-Novellen — du kannst dir ausmalen, wo — gefunden . . . Rektüre und Reistafel; der gleiche gesunde Appetit. Wenn du willst, kannst du ja auch deiner Mutter in der Pension helfen; andererseits steht es dir genau so frei, im Korbstuhl zu liegen und zuzunehmen, während ich beschäftigt bin. Mißgönnt ist dir nichts . . .“

Ihre Kehle wandert; sie schluckt. Der Doktor sitzt steif; seine Stimme hallt lauter.

„Und das Vieh gehört in seine Kojen!“ ruft er mit sinnlosem Aufwand. Zur Unterstreichung klopft er mit der Gabel auf den Tisch. „Ich sehe genug von Krankheit; ich verzichte darauf, daß man mir einen flecken Affen zur Gesellschaft gibt . . .“ Abschließend, beginnt er mit nervösen Griffen eine Banane zu häuten.

„Du sagst also“, bringt sie endlich heraus, „daß du mir allerlei gönnst, Otto. Jawohl! Fünfzehn Stunden Einsamkeit täglich, und wenn du heimkommst, deine zerrüttete Person und einen Scheffel Grobheit. Ich will doch . . .“ — sie tastet mit allen zehn Fingern beschwörend in die Luft — „ich will doch — Unterhaltung von dir! Ich bin sechsundzwanzig und du stellst mich fast . . . Was soll ich denn tun? Du willst mich ja nicht . . . Auch meine Mutter sagt, du bist verstorbt. Und noch mehr. — Du bist kein — Mann.“

„Aha!“

„Das steckst du ein?! — Wenn ich meinem Bruder sagte: „Du bist kein Mann“ — er risse mir die Haare aus . . .“

Und zöge den Kris!“ (Eingeborenen-Dolch.)

Mit einem Schlag sitzt sie still und ihre Röte weicht gelblicher Blässe.

„Wie billig!“ stöhnt sie dumpf.

„Aber denkbar“, ergänzt er gelassen. Das ist das böse Etwas zwischen ihnen; die Scheidewand aus zähem Kautschuk, die man nie durchbohrt.

„Denke nicht“, sagt sie auf einmal hitzig, „daß ich deine geschmacklosen Anspielungen auf meine Familie überhöre. Es gibt eine Grenze! — Ich weiß, wer dich gegen uns aufhebt! — Aber . . .“ Und sie reißt ihre starken Brüste vor, daß sie den leichten Stoff spannen — „ich bin nicht schuld daran, daß du kein Mann bist!“ Sie bricht lauernd ab und beobachtet ihn.

Hofft sie ihn zu reizen? — Rehmerdill lächelt wegwerfend. Er steht auf, um auf die Veranda zu gehen, und bestellt sich bei Mahil einen „Split“ (Whist-Soda). Er läßt also auch heute, wie immer, das Gespräch auf seinem dramatischen Höhepunkt ohne Grazie und ohne Echo verpuffen.

Sie fällt in sich zusammen und sitzt eine Weile apathisch. Dann löst sie sich aus dem Korbstuhl und führt Djodof an der Hand in den Garten zurück, zu seinem Bambusverschlag. Der Doktor sitzt auf dem Verandajessel und saugt an dem eiskühlen Getränk. Dabei zittert seine Hand . . . Er sucht, als er etwas verschüttet, flüsternd vor sich hin.

Schleppenden Schrittes geht er in den Ordinationsraum und schließt die Tür hinter sich. Als er heraustritt, scheint er munterer: so, als sei ein Teil der tödlichen Erschöpfung von ihm abgefallen; ja, es ist irgendein Zug um seinen Mund, als habe er seiner Umgebung schnell ein verschmihtes Schnippchen geschlagen . . . Doch bald zeigt sich wieder die Falte des Ekels, als das Tischtelefon schnurrt. Widerwillig tastet er zum Hörer. Er vernimmt eine deutsche Stimme:

„Herr Doktor — Man hat Sie mir empfohlen . . . Könnten Sie wohl herüberkommen, — zu „Daendels Hotel“? Meine Frau ist nicht wohl . . . Eine Ver-giftung vermutlich . . .“

Elastisch, als sei er froh, noch einmal seinem „Heim“ zu entkommen, steht der Doktor auf und ruft nach dem Chauffeur Nas.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein.

Von Hans Piroth.

Aus Holland vertriebene Remonstranten gründeten im Jahre 1621 auf dem „Seebüll“, an der Mündung der Treene in die Eider, Friedrichstadt als religiöse Freistadt und Handelshafen. Sie legten die Stadt vollständig nach holländischem Muster an, und so bietet Friedrichstadt in seiner Eigenart ein Stadtbild, wie es in Deutschland nicht wiederzufinden ist. Stets ist die Stadt eine Stätte vollkommener Glaubensfreiheit gewesen, und heute noch besitzt sie mit ihren knapp 2500 Einwohnern fünf verschiedene Religionsgemeinschaften mit eigenen Kultusstätten.

Breite, in regelmäßigen Abständen angelegte, von Lindenalleen umsäumte Kanäle durchziehen und umgeben weit und breit die Stadt. Der wolkenlos klare Himmel, das Laub der Bäume und die Giebel der Häuser spiegeln sich in ihrem Wasser und vermengen seine graue Farbe mit malerischer, sanft ineinander übergehender Kombination von sonnenhellem Blau, leuchtendem Grün und ehrwürdigem

Braun. Flache Röhne, vorsichtig durch die kreisrunden steinernen Brückenöffnungen rudern, geben diesem lebenden Bilde sanfte Bewegung.

Wunderbare Bauten birgt die Stadt, Kleinodien holländischer Renaissance, mit den ihnen charakteristischen hohen Treppengiebeln. In diesem Sinne präsentiert sich das Remonstrantenhaus, mit wertvollen Erinnerungen an die Geschichte der Stadt, besonders an die vor 75 Jahren niedergebrannte Remonstranten-Reformkirche. Weiß-blaue Wandfliese, vor allem aber wundervolle alte Schiffstacheln, fein ausgeführt und voll malerischer Plastik, tragen ausgesprochen holländischen Charakter. Daneben noch alle mögliche Anwendung holländischer Renaissancekunst am Äußeren und Inneren des Hauses. Bedeutungsvoll sind auch die anderen Religionsstätten, deren eine einen großen Rubens: „Kreuzabnahme“, birgt, andere wieder schöne alte Taufbecken, wertvolle Schnitzereien und historische Erinnerungen aller Art aufweisen können. Von den Profanbauten ragt die 1826 errichtete „Münze“, ein wundervoll gezierter Bau, aus der großen Zahl der architektonisch bedeutsamen Kaufmanns- und Bürgerhäuser hervor.

Mittags fahren wir auf Booten hinaus zur Treene. Vorsichtig durch die Kanäle rudern, auf deren sonnenklarem Wasser die hohen Treppengiebel der Häuser mit peinlicher Genauigkeit abgezeichnet liegen, um nur durch den Rubersschlag des Bootes leicht zu erschüttern. Froh und stolz grüßt die „Münze“ herüber. Dann verlassen wir die Stadt: der Kanal führt in die Treene, die hier über 200 Meter breit ist und, einem See gleichend, weit und ruhig und sonnenhell daliegt. Wir fahren weiter, ans andere Ufer, wo hohes Schilf verwildernd grünt, und wo schneeweiße großgeblättrte Wasserlilien auf dem Flusse blühen.

Anglerfreuden im Katmai-Gebiet.

Von Robert F. Griggs.*)

Das Fischen in den Seen und Flüssen macht die Gegend zu einem Anglerparadies. Die Gewässer wimmeln von riesigen Regenbogenforellen, die einen so gefräßigen Appetit an den Tag legen, daß der Angler seine Schnur nie mehr als ein- oder zweimal auszuwerfen braucht, bis er einen Biß hat, der ihm zu tun gibt.

Hier sind die mannigfaltigen künstlichen Fliegen überflüssig, die oft nötig sind, um die gewisigeren Fische der Gewässer unserer Kulturgebiete an die Angel zu locken. Unser Köder, ein Stück Seetrinde, wurde so schnell geschnappt, daß anscheinend irgend etwas Weißes genau denselben Zweck erfüllt hätte.

Das einzige, was unsern Anglern zu schaffern machte, war die bedeutende Größe und das Gewicht der Fische; sie waren so groß, daß sie bald all unsere Angeln zerbrachen. Der durchschnittliche Fang maß 60 Zentimeter, während der größte — von Wallace herausgeholt — Fisch volle 81 Zentimeter vom Kopf zum Schwanz maß. Wahrscheinlich sehen erfahrene Angler, die dies lesen, in der Beschädigung unserer Ruten nur ein Eingeständnis unserer Unfähigkeit. Natürlich verstanden wir nicht viel von der edlen Kunst; aber der Erfolg solcher Anfänger spricht deutlich für die Anglerfreuden, die erst des geschulten Meisters harren.

Auch andere Fische kommen zweifellos genau so massenhaft vor. Die Eingeborenen erbeuten große Mengen „Weißfische“ in Neben. Aber wir waren durch andere Pflichten zu sehr in Anspruch genommen, als daß wir hätten ver-

*) Der Ausbruch des Katmai auf der Halbinsel Alaska ist eine der größten vulkanischen Katastrophen seit Menschenedenken. Hätte er in Berlin stattgefunden, wäre die ganze Reichshauptstadt mit allen ihren Vorstädten und außerdem ein noch einmal so großes Gebiet von der glühenden Lava verschüttet worden. In Wien hätten die Einwohner durch saurehaltigen Regen schmerzende Brandwunden davongetragen, und Leipzig hätte infolge des Ascheregens sechs Stunden lang in völliger Dunkelheit gelegen! Fünf Expeditionen unter Führung von Professor Griggs haben diese Vulkankatastrophe untersucht, und sie entdeckten dabei — fast durch Zufall — ein ganz eigenartiges Naturphänomen: „Das Tal der Zehntausend Dämpfe“, das dann zum zweiten amerikanischen Nationalpark erklärt wurde. Der Boden dieses Tales ist überall geborsten, und Millionen von Gasmassen entströmen der Tiefe. Der überaus fesselnde, glänzend illustrierte Bericht des Entdeckers ist unter dem Titel: Robert F. Griggs, „Das Tal der Zehntausend Dämpfe“ (334 Seiten mit 117 bunten und einfarbigen Abbildungen und 4 Karten) soeben in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienen. Wir entnehmen ihm mit Genehmigung des Verlags einen interessanten Abschnitt.

suchen können, irgend etwas anderes zu fangen, als was wir ohne große Mühe bekommen konnten.

Der rote Lachs indessen kommt so zahlreich vor, daß man ihn nicht übersehen kann. Die Seengruppe, zu der der Katmai-See gehört, ist auf der Erde vielleicht der größte Laichplatz für den roten Lachs, den die Kenner von Fischkonserven als die vorzüglichste Art schätzen, obwohl er in Wirklichkeit einigen andern an Geschmack nachsteht.

An den Abflüssen dieser Seen hat sich ein reger Betrieb entwickelt; hier werden die Fische eingelegt. Ihr Wert übersteigt jedes Jahr den Kaufpreis Alaskas. Im Jahre 1918 war der in der Bristolbucht herausgeholte Lachs beinahe 25 000 000 Dollar wert, über dreimal so viel wie die Kosten von „Sewards Torheit“.

Bei der fast verbrecherisch kurzfristigen Ausbeutung hat das allzu starke Abfließen der Gewässer die Züge in den letzten Jahren sehr vermindert; obwohl man sich aber aller Kunstgriffe bedient, um der Lachse habhaft zu werden, ziehen sie sich noch immer in unglaublich großen Schwärmen in die Seen.

An den Brooksfällen am Ausfluß aus dem See gleichen Namens kann man in der richtigen Jahreszeit die Lachse beobachten, wie sie hoch aus dem Wasser herausspringen und die Fälle aufsteigen. Stundenlang standen wir hier, im Bann eines der wundervollsten Anblicke, den uns das Tierreich gewährt, und schauten zu, wie der endlose Zug der Fische ununterbrochen hoch in die Luft schnellte, die Fälle hoch und darüber hinweg.

Nie verstrich eine Sekunde ohne Sprung. Manchmal waren sechs Fische gleichzeitig in der Luft. Der Sprung schien ihre vollen Kräfte in Anspruch zu nehmen; keiner unternahm den Versuch anderswo als an der niedrigsten Stelle der Fälle, und keiner sprang so hoch, daß man den Eindruck bekam, er hätte nötigenfalls noch viel höher springen können. Viele Sprünge verfehlten das Ziel so, daß sie nicht wie ernstliche Versuche wirkten, sondern mehr wie Ertundungen — Anläufe mit dem Ziel, die beste Stelle zum Aufstieg herauszufinden. Oft schlug der Fisch gegen die scharfen Felsen. Von den Tieren unter den Fällen waren viele durch solche Anfälle fürchterlich zugerichtet, und bei manchen erschien es sehr unwahrscheinlich, daß sie den Sprung noch jemals zuwege brachten.

Zuerst neigten wir dem Glauben zu, daß nur sehr wenige erfolgreich waren, aber sorgfältige Beobachtung ergab, daß große Scharen hinaufgelangten. Nach einer Reihe von Zählungen zu verschiedenen Zeiten schätzten wir, daß etwa 20 in der Minute oder 1200 in der Stunde das Hindernis nahmen.

Wenn diese Zahl, die wir zur Zeit des zufälligen Besuchs feststellten, als richtiger Durchschnitt für den vierzig-tägigen Zug angesehen werden darf, würde daraus zu schließen sein, daß eine Million Fische in diesem einzigen See laichen. Aber es ist eine unsichere Sache, zahlenmäßige Berechnungen auf Grund der in einer bestimmten Zeit beobachteten Sprünge aufzustellen; denn die Züge sind unregelmäßig und schwanken sehr von Tag zu Tag.

Die Ziffern sollen lediglich die riesigen Scharen betonen, mit denen wir es hier zu tun haben, und die Wichtigkeit, diese wundervolle Nahrungsquelle zu erhalten, daß unsere Kindesfinder sie ebenso genießen wie wir. Denn es ist kein Zweifel, daß bei Fortdauer der gegenwärtigen unvernünftigen Verteilung der Fische die unglaublich reichen Lachs-fischereien in einem oder in zwei Jahrzehnten vernichtet sein werden.

Das Eigentümlichste an der ganzen Erscheinung ist vielleicht der Trieb, der die Lachse über die Fälle zieht. Woher wissen sie, daß oben noch ein See ist? Und doch werden sie auf irgend eine Weise unbeirrbar zu den Ausflüssen der Seen oben hingeführt; sie ziehen nicht zu anderen Strömen. Warum suchen sie den oberen See auf, wenn die eben von ihnen durchschwommenen Gewässer genau so zweckentsprechend sind, wie die Tatsache beweist, daß sie anderen Tausenden ihrer Brüder völlig genügen?

Professor C. H. Gilbert von der Stanford-Universität, der die Lebensgewohnheiten des Lachses besser kennt als sonst jemand, erklärte mir, es gäbe ziemlich gute Beweise dafür, daß der einzelne Lachs zu demselben Gewässer zurückkehrt, in dem er ausküpft. Wie der ungewöhnliche Zug zeigte, den wir in einem Zufluß des Katmai beobachteten, sind die Lachse anscheinend imstande, nicht nur dieselbe Gegend im allgemeinen zu finden, sondern irgend ein Trieb führt sie genau an die Stelle zurück, wo ihr Leben begann. Ganz rätselhaft ist der geheimnisvolle Sinn, mit dessen Hilfe sie ihren Weg durch Gewässer suchen, die anscheinend nicht voneinander zu unterscheiden sind.

Wenn es so wäre wie beim Vogelzug und jedes Jahr in ihrem Leben die gleiche Wanderung machten, wäre es

nicht so merkwürdig; der alte Fisch könnte dann dem jungen den Weg weisen. Aber die Lachse machen die Reise nur einmal, am Ende ihres Lebens. Wenn sie gelacht haben, legen sie sich auf den Rücken und verenden; ganze Reihen tausender Leichen häufen sich am Ufer.

Ihre einzige frühere Erfahrung mit dem Fluß geht in die Zeit zurück, wo sie als kleine Brut vom Laichplatz dem Meer zuwanderten. Kann es sein, daß sie etwas wie eine Erinnerung an die „Landmarken“ bewahrten, an denen sie auf der einmaligen früheren Wanderung vorbeikamen? Und endlich: warum all diese wilden Mühen, wenn alles so bald zu Ende ist? Wir wissen keine Antwort auf diese Fragen. Alles, was wir sagen können, ist, daß dieser wunderbare Trieb zwar den Tod des einzelnen Tieres herbeiführt, aber sicher zum Besten der Art ist, deren Fortbestehen so gesichert wird.

Japanischer Humor.

Von Dr. Karl Brenkert.

Man kennt in Europa das etwas leere, stereotype Lächeln des Japaners, das ständig um seine schmalen Mundwinkel spielt, und hört manchmal die Frage äußern, ob er überhaupt jene Gemütsverfassung besitzt, die wir als Humor bezeichnen. Ein ausländischer Schriftsteller, der mehrere Jahre in Japan lebte, hatte es nun vor einiger Zeit unternommen, der Lösung dieser Frage nachzuspüren und war dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß die Japaner in der Tat über einen eigenartigen, den Europäern meist unbekannten Humor verfügen, der jedoch mehr und mehr mit der fortschreitenden Zivilisierung ihres Landes in Vergessenheit gerät. Selbstamerweise macht sich dort zurzeit trotz der Abneigung gegen alles Amerikanische der Vante-Humor besonders breit und gelangt vor allem in der japanischen Tagespresse deutlich zum Ausdruck. Bei diesen amerikanisierten Wiken handelt es sich fast ausschließlich um Geld und Verdienst. Zwei Beispiele: Ein Raubmörder bricht bei einem Pfandleiher ein und hält dem Erschrockenen einen Revolver unter die Nase. Als der Pfandleiher einen Blick auf die Waffe geworfen hat, sieht er seinen Peiniger ruhig, fast geringschätzig ins rohe Antlitz und meint: „Ach, ist das ein altes Ding! Raum 50 Yen unter Brüdern wert.“ Dann läßt er sich, froh, sein geschätzliches Gutachten abgegeben zu haben, über den Haufen schießen. — Noch typischer ist dieses: Ein Bettlerpaar steht im Begriff, sein kümmerliches Nachtlager unter einem Brüdenseiler aufzuschlagen. Über beiden baumeln die Beine eines Geschäftsmannes, der umständlich seine Tageseinnahme überzählt. Die Frau des Bettlers flüstert: „Es muß doch ein verheultes unangenehmes Gefühl sein, soviel Geld bei der Schlechtigkeit der heutigen Welt mit sich herumzutragen. Na, das ist ja nicht unsere Sorge. Wir haben es nicht nötig, um unsere Habseligkeiten zu bangen, weil wir keine besitzen, und brauchen uns nicht mit Leuten abzuspielen, die einem Geld schulden und nichts zurück bezahlen.“ Daraufhin richtet sich der Bettler auf, schlägt sich an die Brust und fragt seine Leidensgefährtin stolz: „Und wem verdankst du alle diese Vorzüge?“ — Die reinste, nämlich die Schadenfreude treibt ebenfalls seltsame Blüten im Reiche des Mitado. Man kann z. B. als Europäer von einer befreundeten japanischen Familie zu Tische gebeten werden und wird, falls man die Gepflogenheiten des Landes noch nicht kennt, hoch erstaunt sein, wenn man merkt, daß harmloser Schabernack der Gastgeber die Fleischportion des Gekochenen an seinem Teller festgeleimt hat oder daß in der Suppe des Gastes ein munterer Goldfisch schwimmt und was dergleichen japanischer Familienspäße noch mehr sind. Die gesellschaftlichen Gaben des Gastes werden nicht selten nach der Art und Weise beurteilt, mit der er diesen Neckereien begegnet. — Selbst hochgestellte japanische Beamte sind hin und wieder in der Öffentlichkeit zu kleinen Scherzen aufgelegt. Einer von ihnen verstand es eines schönen Tages in einer Elektrischen, die durch die belebtesten Viertel von Tokio fuhr, sich bei den Fahrgästen in den Verdacht eines Taschendiebes zu setzen. An einer Haltestelle hebt man einen Polizisten auf den vermeintlichen Bruder Langfinger. Der aber zieht lächelnd seine Brieftasche und weist sich als Polizeipräsident von Tokio aus. Sein Untergebener, der Polizist, erstarbt in Ehrfurcht, und die Insassen des Straßenbahnwagens lächeln ein wenig spitzbüblich und schadenfroh, wie nur Japaner zu lächeln verstehen. In Europa würde man sicherlich weniger Verständnis für derartige Beamtenscherze aufbringen. Solche Mäuschen sind vielleicht unter Asiaten angebracht, aber nicht unter ernsthaften Mitteleuropäern.

Hygiene und Heilkunde

Der Rhythmus des Schlafes. Der Schlaf ist niemals eine ununterbrochene stundenlange Ruhe, wenn es auch dem Schlafenden selbst so erscheint, sondern er ist eine Reihe von kurzen tiefen Schlafzuständen, die von Unruhe und Bewegungen unterbrochen werden. 10 bis 15 Minuten sind der Durchschnitt, aber jeder Mensch hat einen besonderen Rhythmus des normalen Schlafes, der ihm eigentümlich ist. Körperliche oder geistige Aufregung, Sorgen und Krankheiten verändern diesen Schlafrhythmus, verkürzen in manchen Fällen die Schlafperioden und verlängern sie in anderen. Diese Beobachtungen, die uns dem bisher ungelösten Geheimnis des Schlafvorganges etwas näher bringen, sind von den Gelehrten des Mellon-Institutes in Pittsburgh gemacht worden, die den Schlaf über ein Jahr lang an 21 Studenten studiert haben. Der Leiter dieser Versuche, Dr. S. M. Johnson, hat einen besonderen Apparat erfunden, durch den auf einem sich bewegenden Papierstreifen alle Bewegungen und jede Unruheerscheinung des Schlafenden aufgezeichnet werden. Da der Apparat auch die Zeit angibt, so kann man die Dauer der einzelnen Perioden des tiefen Schlafes und das Wiederauftreten der Unruhe feststellen. Für das Studium gewisser Krankheiten dürften diese Beobachtungen wertvoll sein und sie werden auch bereits in einigen Krankenhäusern ausgeführt. Bei der Grippe ist schon die Nacht vor dem Auftreten der Krankheit die durchschnittliche Ruheperiode mehr als verdoppelt, und diese längere Dauer des tiefen Schlafes dauert während der ganzen Krankheit an. Besonders bei Geisteskrankheiten lassen sich aus den Veränderungen des modernen Schlafrhythmus wichtige Schlüsse auf die Art und Entwicklung der Krankheit ziehen. Beim gesunden Menschen hat man festgestellt, daß je länger der Schlaf dauert, wenn er nicht acht Stunden überschreitet, und je ruhiger er ist, desto größer die Leistungsfähigkeit am anderen Tage ist. Allerdings ist der Mensch dann am Morgen weniger frisch, hält aber dafür am Abend länger aus.

„Eau-de-Cologne-Narkose“. Die bisherigen Unannehmlichkeiten, die sich aus dem unangenehmen Geruch des Chloroforms und des Äthers für die Patienten ergeben, sind durch Versuche beseitigt worden, die Dr. Gohrbrandt mit „Eau-de-Cologne-Narkose“ gemacht hat. Da viele Patienten bei der Narkose Erstickungsanfälle bekommen und sich wegen des häßlichen Geruches der Narkotika vielfach der Betäubung widersetzen, so hat Gohrbrandt den Versuch gemacht, zuerst auf die Narkosemaske einige Tropfen des stark duftenden kölnischen Wassers zu gießen, bevor er von den Schlafmitteln Gebrauch macht. Er hat damit die besten Erfolge erzielt, da die Kranken nunmehr die Narkose gut ertragen und besonders nach dem Erwachen aus der Narkose sich viel wohler fühlen, da der unangenehme Geruch des Narkosemittels, der sich auch nach dem Erwachen bemerkbar macht, fortfällt. Außer den beiden genannten Narkosemitteln wird auch eine duftende Mischung bei dem Chloräthyl verwendet, das bei leichteren Krankheitsfällen zur Erzielung einer kurzen Narkose in Betracht kommt. Hier hat sich die Duftmischung so gut bewährt, daß es bereits Dauermischungen von Chloräthyl und Eau-de-Cologne gibt, die in fertigem Zustand im Handel erhältlich sind. Die Operationen werden durch diese neuartige Verwendung von Parfüm bei Patienten in Zukunft viel von ihrem bisherigen Schrecken verlieren.

Gesellschaft und Mode

Die Wiederkehr der Pelzstola. Die Pelzstola, die eine Zeitlang aus der Mode verschwunden war, ist plötzlich wieder in Aufnahme gekommen. Während vor kurzem diese Stolen noch so veraltet schienen, daß sich die Damen daraus Kragen und Besätze für ihre Mäntel machen ließen, gehört sie heute wieder notwendig zur eleganten Frau. Aber man trägt sie weniger auf der Straße als vielmehr im Heim und besonders gern zur großen Toilette. Die elegantesten neuen Stolen sind von großem Umfang und reichen im Rücken bis zur Taille herunter; sie werden aus sandfarbenen gefärbtem Eichhörnchen gefertigt. Überhaupt macht sich ein Wandel in den Pelzfarben bemerkbar. Cremefarbene Pelze sind am beliebtesten; auch beige und rauchgrau sowie perlgrau werden die Pelze gefärbt. An Stelle des kostbaren Nerz verwendet man das Fell des Murmeltiers und erhält auf diese Weise einen Pelzmantel für etwa 800 M., der einem Nerzmantel im Preise von 7000 M. und mehr zum Verwechseln ähnlich sieht.